

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Vorträge
15

Tilemann Grimm

Blickpunkte auf Südostasien

**Historische und kulturanthropologische
Fragen zur Politik**

München 1988

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit
Knut Borchardt, Lothar Gall, Alfred Herrhausen, Karl Leyser, Christian
Meier, Horst Niemeyer, Arnulf Schlüter, Rudolf Smend, Rudolf Vierhaus
und Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner
Organisationsausschuß:
Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich Forschungsstipendien und alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Tilemann Grimm (Tübingen) war – zusammen mit Professor Dr. Johanne Autenrieth (Freiburg) und Professor Dr. Ernst Schulin (Freiburg) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 1985/86. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Tilemann Grimm aus seinem Arbeitsbereich einen öffentlichen Vortrag zu dem Thema „Blickpunkte in Südostasien: Historische und kulturanthropologische Fragen zur Politik“ am 27. Januar 1986 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

DER Vortragende ist sich wohl bewußt, daß er dem Anspruch als Historiker nur gerecht werden kann, wenn er sozusagen „sinologisch“ handelt, d. h. als Sinologe historisch arbeiten gelernt hat. Die Jesuitenväter im 17. und 18. Jahrhundert waren es, die nach Bewältigung der Sprache Chinas die chinesische Gesellschaft erlebt, studiert und sich zu eigen gemacht haben, und so haben sie in dieser Zeit auch begonnen, chinesische Geschichte niederzuschreiben; Namen wie Gaubil, de Mailla und du Halde¹⁾ sind uns hier Zeugen, und im deutschen Sprachraum dürfen wir Otto Franke²⁾ nennen, der mit seinen fünf Bänden einer „Geschichte des Chinesischen Reiches“ sozusagen einen Pflock eingehauen hat. Während des Deutschen Historikertages in Duisburg 1962 hat Joseph Vogt eine universalgeschichtliche Arbeitsgruppe zusammenstellen können, an welcher der Vortragende beteiligt war.³⁾ Ich meinte damals, noch nicht universalistisch genügend abgesichert zu sein, um schon zur Universalgeschichte selbst fortschreiten zu können.

In einem weiter gespannten Forschungsinteresse hat sich schließlich die Geschichtszone Südostasiens als interessant genug erwiesen, um sich in sie zu vertiefen, gerade weil sie bisher noch wenig erfaßt und nur in großen Zügen beschrieben worden ist. Französischer- und britischerseits hat die Beschäftigung damit erste Früchte gezeitigt, hier sind Namen wie G. Devéria, Georges Coedès, Auguste Pavie sowie Arthur Phayre und D. G. E. Hall, wie auch Hugh Tinker und John F. Cady in der Gegenwart zu nennen.⁴⁾ Frei-

¹⁾ Antoine Gaubil (14.7.1689–28.6.1722); J. A. M. de Moriac de Mailla (1669–1748), „Histoire Generale de la Chine“; Jean Baptiste du Halde (1674–1743), „Description de l’Empire de la Chine“ (1735) [Deutsche Ausgabe 1747–49].

²⁾ Otto Franke (1863–1946), Vater des Sinologen Wolfgang Franke (geb. 1912) und Lehrer des Vortragenden.

³⁾ Joseph Vogt (29.6.1895–14.7.1986), Tübingen.

⁴⁾ G. Devéria, Histoire des Relations de la Chine avec L’Annam-Vietnam du XVI au XX siècle (Paris 1880) und ders., La Frontière Annamitique; Georges Coedès, Les Peuples de la Péninsule Indochinoise (Paris 1962); Auguste Pavie, A la conquête des cœurs (Paris 1921); Arthur Phayre, History of Burma (1883); D. G. E. Hall, A History of Southeast Asia (London/New York 1955); Hugh Tinker, The Union of Burma (London 1957); John F. Cady, A History of Modern Burma (Ithaca 1958).

lich ist zu berücksichtigen, daß die Kenntnisse und Erkenntnisse auf diesem Gebiet rasch zunehmen, so daß ein sehr viel weiteres Feld der Forschung und der Verarbeitung als noch vor, sagen wir, zwei Jahrzehnten überschaubar erscheint. Als kulturanthropologisch bezeichne ich solche Fragen, die die Politik der vielfältigen Völkerschaften in Vergangenheit und Gegenwart in den Blickpunkt rücken – geographisch ist dies bedingt durch unglaublich zerklüftete Formen der Tal- und Berglandschaften über Tausende von Quadratkilometern, und immer noch wird dieser Kulturraum mehr vom Rande her betrachtet als von der Mitte der Dinge und Bedingtheiten aus. Diese Völkerschaften sind es, mit denen wir uns angelegentlich zu befassen haben, sie erhalten ihre Eigenständigkeit im je gegebenen politischen Raum, die Ethnien sind indisch, sie sind chinesisch, und sie sind indochinesisch beeinflusst; ein Vorgang, vielfach angesprochen und doch weit davon entfernt, schon im sicheren Forschungsgriff oder im Überblick einer „politischen Hermeneutik“ zu sein. Die Blickpunkte, denen wir folgen, sollen das ansatzweise demonstrieren.

1. Zum geographischen Begriff „Südostasien“

Wie beschreiben wir diese Weltregion? Den Begriff „Südostasien“ passabel zu definieren, ist keineswegs einfach. Ob wir „Hinterindien“, „Further India“, „Inde exterieure“ bis zu „Insulinde“ sagen, oder ob man die Inselwelt jenseits Indiens nach dem deutschen Ethnologen Adolf Bastian „Indonesien“ benannt hat – der französische Kenner dieser Weltregion, Paul Mus, spricht konsequent von „Monsun-Asien“ (Asie des moussons), womit der klimatische Dreitakt eindrücklich gekennzeichnet werden kann: die Regenzeit (etwa Juni bis Oktober), die kühle Trockenzeit (etwa vom November bis etwa Februar) und die heiße Trockenzeit (März bis Juni), wo die Wärmegrade über 40 Grad Celsius hinaufklettern können. Andererseits hat sich der Begriff „Südostasien“ international eingeführt, Robert Heine-Geldern⁵⁾, einer der bedeutendsten Südostasienforscher, hat das getan, und am Ende des zweiten Weltkrieges hieß das Oberkommando über diese Region „Southeast Asia Command“ (SEAC) unter der damaligen kundigen Führung durch

⁵⁾ Robert Heine-Geldern (16. 7. 1885–25. 5. 1968).

Lord Mountbatten. Wir können dabei unterscheiden zwischen dem *kontinentalen* Südostasien mit den politischen Einheiten Nordost-Indien (Assam), Birma, Thailand, Laos, Vietnam Nord und Süd und Kampuchea (Kambodscha, wie wir zu sagen pflegen) gegenüber dem *maritimen* Südostasien, das sich aus den Staaten Malaysia, Singapore, Indonesien, den Philippinen und dem westlichen Teil Neuguineas zusammensetzt. Zu dieser riesigen Region gehören Teile der südchinesischen und nordostindischen Bergländer, die von einer nicht-chinesischen oder nicht-indischen Bevölkerung bewohnt werden, einschließlich der zu China gehörigen Inseln Formosa und Hainan – soweit Helmut Loofs in seinem Buch „Südostasiens Fundamente“, Berlin 1964. Es gibt noch eine sehr vereinfachte und griffige Definition, die schlicht lautet: „Südostasien ist alles das, was südlich von China und östlich von Indien ist“ (John Kerry King „Southeast Asia in Perspective“, 1956, hat das einmal so bezeichnet).

2. Sprache und Literatur

Kennzeichen dieser regionalen Dimensionen sind die Vielgestaltigkeit, ihre Beweglichkeit, sozusagen ihre „Rundum-Konfrontierung“ der Ortschaften, der Nährböden, der Bevölkerungen, der politischen Bündnisse und stets latenten Kriegszustände. Jede dieser Völkerschaften lebt von dem ihr eigenen Blickpunkt, der im Prinzip alles umfaßt, das Bewußtsein von sich selbst oder den etwas zaghaften Versuch, die Identität des je Anderen zu verstehen. Letzteres setzt dann ein entwickelteres Welt- und Menschenbewußtsein voraus, das man in höheren Kulturstufen antrifft. Für Südostasien, von dem hier die Rede ist, muß der Einfluß der indischen Kultur nach Sprachen, Herrschaftsformen, Religionen und dem Umgang mit Wirtschaft ein maßgeblicher sein. Dies liegt deshalb auf der Hand, weil Birma zu jenem teils kontinentalen, teils maritimen Weltteil Südostasiens gehört, der, von Indien ausstrahlend, diesen Subkontinent einbezieht: in Sri Lanka (Ceylon) und in Birma ist das von Mittelindien stammende Pali wichtig geworden, gleichsam das „Latein“ in einigen Ländern Südostasiens, zugleich den Theravada-Buddhismus umfassend. „Theravada“ ist die indigene Bezeichnung des herkömmlichen Buddhismus nach dieser Schule, besser: nach dem „Weg der Alten“, d. h. der Traditionsbewußten. In Thailand, in Kampuchea und in Laos galt und gilt diese Lebensform des

Buddhismus in gleicher Weise, wenn auch das Fremdwortgut hier vielleicht mehr vom Sanskrit hergeleitet sein mag als vom Pali, ganz abgesehen davon, daß modernisierende Einflüsse die südostasiatischen Gesellschaften zu verändern begonnen haben.

Literarisch ist immerhin das Rāmāyāna außerhalb Birmas kulturprägend geworden bis zur heute noch geübten „frommen“ Tanztradition, die nicht zuletzt auch royalistisch bestimmt ist, wie man das etwa in Thailand sehen kann. In Birma selber gelten vor allem die „Buddha-Geburtsgeschichten“, die Jātakas, als maßgebend, die sich ihrerseits eindeutig auf der Basis des Pali gründen. Dem Sanskrit nach wird man sich vielleicht eher auf den ostasiatischen (chinesisch-japanisch-koreanischen) Buddhismus beschränken, ist doch die buddhistische Mission dort erst in der Tang-Zeit im 6.–9. Jahrhundert voll zur Blüte gelangt. Im Norden gilt Sanskrit als Sprache und als Schreibkunst des Devanagari bis heute, während die Rundformen südindischer Schriftsprachen, wie im Singhalesischen und Birmanischen, das Bild der Schrift beherrschen. Demgegenüber kann man eine gewisse „Eckigkeit“ in einer der südostasiatischen Sprachen wie dem Siamesischen wiedererkennen. Interessant ist darüber hinaus, daß für bestimmte mittelalterliche Inschriften wie bei den Mon⁶⁾, die zwar den Lautzeichen des Birmanischen sehr ähneln, doch die herbere Form nicht-runder Buchstaben verwendet worden ist. So sind Schreiben und Glauben im Theravada-Buddhismus eindeutig indisch geprägt.

In dem Maße nun, wie die sprachliche Form das Wesen der Dinge und deren Aussagen samt ihren logischen Verknüpfungen zu kennzeichnen vermag, muß auch die damit gegebene kulturelle und geistige Vielfalt das Niveau einer Kultur ausmachen. So ist das Birmanische, anders als das Chinesische, durchsetzt von Paliwörtern, neuerdings auch von englischen Begriffen, so daß diese Sprache schon als komplexe Kultursprache verstanden werden kann. Allerdings ist international nicht viel mit dem Birmanischen anzufangen, die Minoritätensprachen in der Birmanischen Union werden zwar anerkannt, offiziell erlernt wird jedoch das Birmanische, das man auf dem Markt, in Presse, Politik und vor allem vor Gericht verwendet. Die birmanische Rechtskultur ist seit der Taunggu-Zeit wohl

⁶⁾ Mon, auch Talaing, eine alte südostasiatische Bevölkerung indischer Herkunft, die vor allem in Südbirma und Westthailand kulturfördernd war und immer noch ist.

entwickelt. Der Durchschnitts-Birmane begnügt sich mit seinem modernen „Hoch-Birmanisch“, die Minoritätensprachen werden ihn nicht weiter interessieren, auch wird kaum jemand darauf verfallen, eine der Nachbarsprachen zu erlernen wie das Hindi, das Tibetische, das Siamesische oder Laotische – die drei letztgenannten Sprachen gehören mit dem Birmanischen und nicht zuletzt dem Chinesischen zu derselben Sprachenfamilie, die man die sino-tibetische nennt, wobei als Untergruppe die Tibeter und die Birmanen wieder eine engere Bindung zueinander haben.

Sprachpolitisch könnte man prognostizieren, daß die Sprache Vietnams zumindest auf dem ehemals indochinesischen Subkontinent vorherrschend werden kann – wohl mit Hilfestellung des Französischen. Aber was sollte der Birmane damit gewinnen? Wir stoßen im Subkontinent Südasiens vor allem auf das Englische, dann auf das Französische und stellenweise auf das Niederländische im maritimen Teil Südasiens. Nein, Birma und seine Staatssprache sind sich sozusagen selbst genug. Die Komplexität und somit das Sprachniveau des Birmanischen als solchem müssen freilich noch nicht bedeuten, daß dieses Niveau auch internationale Geltung gewinnt. Dr. Annemarie Esche und der Vortragende selber haben sich gelegentlich darum bemüht, birmanische Erzählungen und den Text eines Dramas ins Deutsche zu übertragen und somit aus der Umzäunung des Birmanischen herauszuholen. Ähnliches hat Dr. Hla Pe in London (jetzt Moulmein) für den englischen Sprachbereich getan.⁷⁾

Das ist in mancherlei Hinsicht anders im Chinesischen. Sprache und Schrift sind hier von einer schroffen Andersartigkeit: das isolierende Silbentonwort und dazugehörige Wortschriftzeichen sind zugänglich der chinesischen Kulturwelt selbst – wie auch der koreanischen und der japanischen, zum Teil der vietnamesischen, denn, ausgehend von der christ-katholischen und französischsprachigen Umstellung auf die Lateinschrift mit ihren diakritischen Zeichen, kann sich eine neue Schriftperspektive entfalten, welcher sich chinesische und französische Fremdwörter integrieren lassen. Gegenüber dem traditionell Birmanischen ist aber das Chinesische, hier auch wieder das schriftsprachliche Chinesisch, kaum übertragbar. Das sprachvergleichende Faktum der manchmal erkennbaren

⁷⁾ *Annemarie Esche*, z. B.: *Der Markt von Pagan. Prosa aus Burma* (Berlin 1968); *d. Verf.*: *Die Geschichte vom Affenherzen*, in: *Nachrichten der OAG Hamburg* Heft 89/90 (Juni 1961) 96–103.

Verwandtschaft zwischen Birmanisch hier und Chinesisch dort läßt eine einfache Interkommunität dennoch nicht zu, solange dauerhafte Übersetzungsbrücken nicht geschlagen werden.

Wir sind daran gewöhnt, benachbarte Sprachen von Kind auf zu erlernen, der Bildung wegen und der Kommunizität zwischen Völkern und Staaten wegen, es ist uns sogar ein europäisches Anliegen, eine Grundlage für die europäische Zukunft. Wir bedenken dabei in unserem Alltag kaum, daß eine Reihe europäischer Sprachen Weltsprachen geworden sind, wir haben, ohne ein Problem darin zu sehen, diese „Weltsprachen“ den übrigen Völkern auf dem Wege der kolonialen Ausbreitung auferlegt: Indien ist in seiner Vielsprachigkeit eindeutig anglophon, für Birma gilt das nämliche aus seiner anglo-indischen Zugehörigkeit, das frühere Indochina ist ebenso eindeutig francophon, die sprachliche Hispanität umspannt den Globus von den Philippinen über Mittel- und Südamerika hinüber zu den europäischen Stammländern, ganz nebenbei sind große Territorien im südlichen Afrika portugiesisch – wo immer weitgespannte sprachliche Kommunizität auf dieser Erde zustande kommt, handelt es sich um europäische Sprachen, ausgenommen China-Japan-Korea und die Arabiya, und selbst dort begleitet das Arabische die Anglo- und Francophonie, und seitdem auch die russisch sprechende Welt international das Englische übernommen hat, ist „broken English“ die Gemeinsprache der Menschheit geworden, wie einst die griechische „koinä“ in der damaligen Kulturwelt des Mittelmeeres und östlich davon.

Man beachte ferner das Bewegliche in den Laut-, Silben-, Wort- und Satzgebilden, wie sie die Sprach- und Stilgeschichte darlegt, die Vokale das Formbare, die Konsonanten das Knochengestüst sozusagen, aber auch die Grammatik, das geschmeidige Regelwerk, ist, was die Sprache überhaupt erst zu sich selbst führt. – Kehren wir zurück zu den Sprachbrücken, ohne die menschlicher Austausch nicht möglich ist – der „stumme Handel“, eine bekannte Verhaltensweise, die der Ethnologe sehr wohl kennt, bleibt stumm, auch wenn Güter den Besitz wechseln. Nur die Sprachbrücke macht den Menschen zum Menschen. Wenn wir zum sino-birmanischen Verhältnis zurückkehren, dann werden wir davon ausgehen dürfen, daß vor allem von seiten der Volksrepublik China seit ihrer Gründung zunehmend Sprachbrücken vom Chinesischen zu den Sprachen der Minoritäten in und um China hergestellt werden. Aber schon seit der späten Ming-Zeit (1368–1644) haben sich zaghafte

Versuche zur Überbrückung der Sprachbarrieren erkennen lassen. Auch hatte die kaiserliche Regierung dafür zu sorgen gesucht, Dolmetscherbüros zu bilden, in denen Kommunikation, besonders im sogenannten Tributhandel zwischen Chinesen und ihren Nachbarn, zustande kommen konnte.

Nun handelt es sich nicht allein um das rein sprachliche Moment oder das Schriftliche, das den Gegensatz ausmachen würde, es sind vielmehr die kulturellen Unterschiede, auf die es ankommt. Zwischen dem stark buddhistisch geprägten Lebensstil der birmanischen Bevölkerung in der mittleren Irrawaddy-Ebene auf der einen Seite und der chinesischen ahnenkultbezogenen Sippengemeinschaft mit verhältnismäßig legeren religiösen Vorstellungen und Handlungsweisen auf der anderen Seite liegen Welten! Die chinesische Gesellschaftsform (oder -formen) ist mehr oder weniger fixiert, einerseits familienbewußt im Gesamtgefüge des menschlichen Daseins in China und andererseits ein- und untergeordnet im bürokratischen Hierarchiebewußtsein uralten, sozusagen feudalistischen Herrkommens. Wir sagen dies so, das chinesische Selbstbewußtsein marxistisch-leninistisch-maoistischer Provenienz denkt auch „feudalistisch“ als Chinas Vergangenheit schlechthin, die chinesische Tradition, wie sie etwa in Formosa noch fortlebt, bleibt sich kulturell und politisch bewußt, nicht nur der Grabkult wird gepflegt, auch die Vorfahren werden einbezogen und Nachfahren auf ihren Zusammenhang verwiesen. Die Politik in China war immer rituell bedingt, und die Riten, sie mögen primär kulturanthropologisch gedeutet werden, sie bestimmen die Politik mit, ja, sie sind ihr sprechendster Ausdruck.

3. Siedlungs- und herrschaftsgeschichtliche Aspekte

Das festländische Südostasien wird im Gegensatz zur ostasiatischen Weltregion und Kulturzone durch die Territorien Annam, Laos, die Shān-Staaten (Fürstentümer) und Nordbirma gebildet, regional unterbaut von Südvietnam, Kampuchea und Thailand – wie die Regionalverteilung im 20. Jahrhundert sich entwickelt hat. Geschichtlich haben wir auszugehen von politischen Gebilden aus vorchristlicher Zeit. Um 500 v. Chr. setzt eine frühbirmanische Tradition ein, die zeitgenössisch mit der Zeit des Buddha einhergeht und davon ausgeht, daß eine Mon-Bevölkerung – wir meinen damit immer eine Bevölkerungsgruppe, deren Sprache ein Mon-Dialekt ge-

wesen ist, dem Khmer nicht unverwandt – aus östlicher Richtung in die späteren Mongebiete vorgedrungen ist. (Bei allen Vorgaben, die die Südostasienforschung mehr oder weniger tentativ einsetzt, bewegen wir uns im Ungewissen. Anerkannt wird in der Regel, was chinesische Aufzeichnungen festgehalten haben.)

Seit der Zeit des Buddha geht man also davon aus, daß Mon-Leute vom inneren Festlandsüdostasien, etwa dem heutigen Thailand, nach Westen in das Land unter Birma vorgedrungen sind (Talaing, Südinder von der Ostküste Indiens). Es ist anzunehmen, daß diese Leute eine relativ dunkle Haut gehabt haben, ferner, daß sie im Zusammenhang mit frühen Reisplantagen eine frühe „Hochkultur“ entwickeln konnten. Das scheint noch unterstrichen worden zu sein durch Goldfunde und womöglich Lagerstätten, von denen das indische Wort *Suvarna-bhumi* herzuleiten ist, das „Goldland“. Indische Erzählungen aus der Buddhazeit oder später bestätigen solche Vorstellungen.

Eine zweite Vermutung bezieht sich auf frühe Einwanderungen aus nördlicher Richtung. Das wird allgemein angenommen – aus dem Norden stammend heißt eben auch Verbundenheit der Frühbirmanen, der Pyu-Leute, mit den Tibetern, deren Wohnsitze nicht allzu weit entfernt gelegen haben müssen, Grundlage der sprachlichen Verwandtschaft der Tibetobirmanen zugleich. *Htin Aung*⁸⁾ spricht förmlich von der Speerspitze der von Norden vordringenden Frühbirmanen, den Pyu. Der Anschluß zur indischen Region scheint durch das indische Großreich des Asoka (273–232 v. Chr.) vollzogen worden zu sein; die Tradition sagt, es seien buddhistische Missionare gewesen, die das „Goldland“ und dessen relativ hohe Kultur kennenlernen konnten. Wie das in der Realität der Kulturentfaltung immer ausgesehen haben mag, so wird man doch davon ausgehen dürfen, daß die drei Hauptorte um das Mündungsgebiet des Sittang, nämlich Pegu, Thaton und Moulmein das eigentliche Mon-Gebiet ausmachen. Während das von Mon besiedelte Land um Thaton verhältnismäßig stationär gewesen ist, muß man die Hauptstadt der Pyu, das spätere Pye, übliche Schreibung „Prome“, als relativ frische Niederlassung verstehen. Auch hier sind wir höchst unsicher in unseren Annahmen, und doch darf man mehr und mehr

⁸⁾ Zur sprachlichen Verwandtschaft von Tibeto-Birmanen, siehe *Htin Aung*, *A History of Burma*, 44, hier: *Myazedi Inscription in Four Languages (Pyu, Mon, Pali and Burmese 1933)*.

von besiedelten und bearbeiteten Ländereien ausgehen; wir dürfen weiterhin annehmen, daß in dieser ostindisch-birmanisch-thailändisch gekennzeichneten Region eine weitgefächerte Region des Handels und des Austausches gewesen ist, in welcher die Mon eine Art von Schlüsselposition eingenommen zu haben scheinen.

Darauf beziehen sich die Pyu, und Jahrhunderte später beziehen sie sich sowohl auf das Königreich Pagan wie später immer wieder auf das Kulturzentrum von Pegu. Das Pyu-Reich, dessen politischer Charakter eher punktuell als flächendeckend zu verstehen ist, hat gleichwohl an die vier Jahrhunderte lang im Süden Birmas eine vorrangige Rolle gespielt. – Um das Jahr 849 muß eine Feste angelegt worden sein, die mit dem Namen Pagan der Kern eines neuen Reiches wurde. Dem ersten frühbirmanischen Reich der Pyu von ca. 400 bis 800 n. Chr. schloß sich das zweite frühbirmanische Reich von Pagan von rund 850 bis 1250 an, wobei die überlegene Mon-Kultur immer wieder Ausgangspunkt kultureller Ausstrahlung und Auseinandersetzung gewesen ist. Das Jahr 1044 westlichen Kalenders (nach der birmanischen Kalenderzählung minus 638, d. h. 406 in der eigenständigen buddhistischen Kalenderzählung) hat dann zu gelten als die Thronsetzung des Anawratha (Anoyeta), 1044–1077, und unter dessen Herrschaft erfolgte der große Zug nach Süden, um mit der Plünderung der Mon-Hauptstadt zugleich Kultur, vor allem buddhistische Kultur in den Norden, d. h. Mittelbirma, zu bringen. 1056 ist das Schlüsseljahr, und unter dem Jahr 1083, schon sechs Jahre nach dem Tode Anawrathas, wird ein Aufstand der Mon-Bevölkerung registriert. Und im Jahr darauf übernimmt der Schwiegervater des Königsnachfolgers Sawlu, namens Kyansittha, den Thron, der vielleicht bedeutendste Herrscher der Pagan-Dynastie nach Anawratha, der als erster Herrscher von Pagan von der Mon-Sprache abgerückt ist und seine Verlautbarungen und Dedikationen in klarer birmanischer Sprache und Schrift herausgegeben hat. Die Dynastie fand ihr Ende im Jahr 1287, Narathiha-pati, der „geflohene“ König, Taruk-pye, genauer der vor den Mongol-Chinesen geflohene König 1257–87.

Die Geschichte der birmanischen Könige und Königsherrschaften ist nach der Pagan-Dynastie eine verworrene. Htin Aung (s. o.) hat diese Situation in eine gewisse Ordnung zu bringen versucht (History of Burma, Columbia New York and London, Appendix II). Den Pagan-Königen folgten die Könige von Pinya 1312–1364, die von den sogenannten drei Shān-Brüdern herkommen; parallel dazu

regierten Könige von Sagaing 1315–1364; und danach herrschte wieder eine längerwährende Dynastie, die sogenannten „Könige von Ava“ (Einwa) 1364–1555.⁹⁾ Die Ava-Könige wiederum setzten sich aus mindestens zwei Königsreihen zusammen, den Shān-birmanischen Königen und den „rein“ birmanischen Königen in den Jahren 1427–1555. Die jeweiligen Herrschaftsbereiche waren sehr unterschiedlich, je nach Macht und nach Land.

In einer zu Pegu, Südbirma, gehörenden Reihe von Königen sind die Könige von Hanthawaddy (d. i. Pegu) zu sehen: 1287–1539. Währenddessen hat sich seit dem Jahr 1486 eine neue birmanische Dynastie aufgebaut, sie hat nach dem vorhergehenden Durcheinander der verschiedenen Herrschaftshäuser eine in sich geschlossene Dynastie erhalten können: von Minkyinyo 1486–1531. Dem folgten zwei herausragende Herrschergestalten, Tabin-shweti (1531–1551) und Bayinnaung (1551–1581), fast ein Jahrhundert lang stand Birma relativ fest – nicht zuletzt mit Hilfe der portugiesischen Waffen. Ming-China hatte damals seine große Not, birmanische Verbände drangen nicht selten in das südwestchinesische Bergland ein. Erst nach Beginn des 17. Jahrhunderts hat sich China selbst erholen können und die Taunggu-Dynastie geschwächt.

Ein neuer Aufschwung wurde möglich durch eine aus dem Norden des birmanischen Landes stammende Dynastie von Alaungpaya 1752–1760 – er ist einer der Mitbegründer der großen Shwedagon-Pagode, und seine Nachfolger haben ihre Herrschaft zu verteidigen gewußt bis ins 19. Jahrhundert hinein. Und es war die britische Kolonialpolitik, die der Dynastie den Garaus machte, nach König Mindon 1858–1878, den die Briten respektierten, und schließlich König Theebaw (Thibo), der in britischer Haft sein Ende gefunden hat. Die birmanische Geschichte ist die einer wellenförmigen Konsolidierung und Abschwächung, bis seit etwa 1500 eine zunehmende Stabilisierungstendenz unverkennbar ist. Mit anderen Worten, die autogene Festigung Birmas trifft auf die britische Kolonialpolitik in ihrem höchsten Stand. Dies führte zur Problemhaftigkeit des jeweiligen Stands des Landes – die Minoritäten, die Zusammenfassung der Wirtschaftskräfte, die militärische Verteidigungsfähigkeit, die politische Beeinflussung des Sangha, der Mönchsgemeinschaft – kaum etwas, das nicht zu problematisieren wäre.

Jede der Völkerschaften im sino-birmanischen Lebensbereich

⁹⁾ Diese „Könige von Ava“ sind wesentlich Shān-Zugehörige, und Shām, die offizielle Bezeichnung, ist eben Siam (von Syām).

lebt von dem ihr eigenen Blickpunkt, einem Blickpunkt, der im Prinzip alles umfaßt, so das Bewußtsein von sich selbst oder den etwas zaghaften Versuch, die Identität des je Anderen zu verstehen. Greifen wir zurück auf die birmanisch-shänstaatlich und Ming-chinesische Konstellation im 14. und 15. Jahrhundert, von der aus die Stabilisierungsunternehmen in Yünnan und in Nord-Birma seit dem Mongolensturm – den es auch in unserem Teil des Erdballs gab – in Gang gekommen sind, so ergeben sich spezifische Blickpunkte, von denen hier noch zu handeln ist. Was ist solchermäßen ein spezifischer „Blickpunkt“ – sagen wir genauer: wie sieht die Welt aus, wenn man einen Blick zum Beispiel auf das mittlere Irrawaddy-Tal richtet? Jedem Betrachter der Landkarte Südostasiens, insbesondere Birmas, muß die relativ schmale und außerordentlich in die Länge gezogene Gestalt des Landes auffallen. Einen einzelnen ausschließlichen Blickpunkt läßt die Geographie darum nicht zu. So haben wir traditionell und geschichtlich auszugehen von drei solchen Blickpunkten:

- 1) dem Irrawaddy-Knick bei Bhamo, von wo aus der Weg nach Südwestchina führt, beziehungsweise China sein südwestliches Einfallstor nach Südostasien hat;
- 2) dem eigentlich zentralen Punkt des Landes von Mandalay aus mit dem Kyaukse-Fruchtbecken und Pagan samt vielen Orten mit hoher geschichtlicher und wirtschaftlicher Bedeutung;
- 3) dem kulturell ältesten und traditionsreichsten Punkt in und um Pegu, wo die Mon-Kultur ihre Heimstätte besaß, grenzübergreifend in das heute als „westlich“ interpretierte Thailand.

Das britische Kolonialinteresse an Birma hat demgegenüber in eben diesem Raum eine neue Stadt entstehen lassen, die in rascher Entwicklung das ökonomische und dann auch das politische Zentrum geworden ist: Rangoon (Yangon)! Eigentlich eine koloniale Konstruktion, ist Rangun mit seiner weithin sichtbaren Shwedagon-Pagode ein deutliches Wahrzeichen für ein buddhistisches Land, das man nicht übersehen kann. Intern ist dies freilich anders: Rangun ist zwar die reale Hauptstadt, aber das Herz des Birmanen schlägt dort kaum, sondern viel eher in Mandalay, in Ava, Amara-pura und Sagaing mit seinen Klöstern am jenseitigen Ufer des Stromes mit der tausendjährigen geschichtlichen Tradition des Königtums mit seinem noch weit älteren Theravada-Buddhismus.

Geographisch zwar vorgegeben, aber doch von kolonialen Aktionen bestimmt, lassen sich zwei weitere Blickpunkte festhalten:

- 1) im äußersten Norden in und um Myitkjina, von wo die Ledo-Straße während des zweiten Weltkrieges nach Assam führte und wo die Kachin-Bevölkerung ihre wichtigsten Wohnsitze hat;
- 2) im äußersten Süden von Moulmein aus weiter nach Süden bis in die tropischen Gefilde der Küsten des Indischen Ozeans – das ist für das räumliche Selbstbewußtsein des Durchschnittsbirmanen kaum relevant – sozusagen ein „Irgendwo“ drunten im Süden.

Der birmanische Mensch, umgeben und mehr oder weniger verbunden oder auch den einzelnen Minderheiten im Gesamtbereich entgegengesetzt, hat aus alten Hochgebirgsbeziehungen nördlich und nordöstlich vom heutigen Birma, d. h. Ost- und Südosttibet, ein gewisses Selbstbewußtsein entfaltet, das sich in Wanderung, Krieg und nachbarschaftlichen Auseinandersetzungen gewissermaßen erhärtet hat. Ein „echter Birmane“ ist einer (nach unserer Redewendung) „aus gutem Schrot und Korn“. Er gilt als kampftüchtig, tapfer, treu und gerechtigkeitsbewußt, ja, geradezu gerechtigkeitsfanatisch – Selbstjustiz ist in der birmanischen Bevölkerung keine Seltenheit. Das sogenannte „Dakoit“-Wesen, d. h. Partisanentum, ist in den weiten subtropischen Wäldern Birmas ein als selbstverständlich angesehenes Element urtümlicher Politik, ob dies nun eigenständige Bevölkerungsgruppen sind wie die in Mittel- und Südbirma lebenden Karen, die nordbirmanischen Kachin (bei den Chinesen Chingpo genannt) oder die Chin im Grenzbereich zu Assam, hinzu kommen die sogenannten Shān-Staaten (Fürstentümer) – im 20. Jahrhundert sind sie jedenfalls zunehmend politisch-ideologisch und national identitätsbewußt geworden. Der Begriff der „Partisanen“ in der Welt erscheint in der internationalen Literatur als Novität, er gehört jedoch in Südostasien und besonders in Birma, in Laos, im nordöstlichen Vietnam der montagnards zu einer altständischen Lebensform und Lebenswelt.

4. Religion und Gesellschaft

Die buddhistische Prägung der birmanischen Gesellschaft datiert vom „Mittelalter“ Süd- und Ostasiens, als von Sri Lanka her die Theravada-Lehre (die Lehre des „Weges der Alten“) mit dem Palikanon als Basis und Vergänglichkeitsanschauung, als Weltsicht und Moral diesen quasi-hinduisierten Subkontinent nachhaltig beeinflusste. Diese buddhistische Prägung wird relevant in der Formierung der Mönchsgemeinschaft, indisch „sangha“, die in zahlreichen

Klöstern untergebracht ist – birmanisch: poungyi-chyaung Mönchskloster, d. h. das „glänzend-große Haus“. Allmorgendlich ziehen die Mönche mit ihren Bettelschalen vor die Häuser, um die Gaben entgegenzunehmen. Sie betteln dabei nicht, sondern sie bieten der Bevölkerung die Gelegenheit, eine gute Tat zu tun. Dafür bedankt sie sich. Die Mönche halten ihre Almosenschalen hin, und zugleich erteilen sie im Kloster selbst sowohl sich als auch ihren Schülern den nötigen Glaubensunterricht. Diese Schüler sind in der Regel Knaben, sie müssen sich in einem bestimmten Alter einer Art von Initiation unterziehen, indem mit feierlichem Gepränge die Knaben, nicht so die Mädchen, eine Tonsur erhalten und mit nackter rechter Schulter für ein paar Tage der Mönchsgemeinschaft ganz zugehören, im Alltag gleicht der Novizenunterricht dem in unseren Schulen. Auch Erwachsene pflegen oft für eine bestimmte Zeit die orangefarbene Mönchskutte anzulegen. Nonnenklöster fehlen nicht, doch sind sie kaum mehr als eine Randerscheinung. Auf dem Almosen gang schließen die Mönche ihre Kutte ganz um den Hals. Die älteren Mönche und Äbte des pali-buddhistischen „Klerus“ sind Respektspersonen im Sinne des Wortes, der Seyadō, d. h. der „Verehrte Lehrer“, genießt nicht allein die Ehre eines anerkannten Gelehrten und Kenners der buddhistischen Lehrtexte, deren Kommentare, wie auch der sogenannten „Geburts geschichten“ des Buddha und deren jeweilige Erläuterung, sondern der Seyadō trägt oft auch den Rang eines Klostervorstehers.

Ein außergewöhnlich bedeutungsvoller Blickpunkt im soziokulturellen Bereich der birmanischen Welt ist die Rolle, welche die Frau spielt. Klerus und Armee erscheinen, wie in anderen Kulturen der Menschheit, als männlich bevorzugt. Die Wirklichkeit ist verschiedentlich anders entwickelt, so ist gerade ein Land wie Birma das Beispiel einer ausgesprochen weiblichen Betonung des gesellschaftlichen Daseins. Die birmanische Frau beherrscht den offenen Markt, sie hält ihren Mann in guter Hut und, wenn man will, in Aufsicht. Lucian Scherman, der Münchener Ethnologe, hat an einer Stelle seines Berichts „Im Stromgebiet des Irrawaddy“ über das gesellschaftliche Leben in Birma von dem energischen „Zugreifen der birmanischen Frauen, die man mit vollem Recht als ‚Rückgrat des Landes‘ bezeichnet hat“, gesprochen. Dies ist insofern von einiger Wichtigkeit, als sowohl im indischen wie auch im chinesischen Lebensbereich sich eine ungleich größere wirtschaftliche Aktivität ausprägt als beim birmanischen Mann. Andererseits beherrscht das

männliche Element den politischen und rituellen Herrschaftsbereich – nicht, daß nicht auch eine regierende Königin gelegentlich vorkäme, doch entspricht das nicht der Regel. – Anders in der Hinwendung zum buddhistischen Opferwesen, hier ist die Frau wieder bestimmende Figur. „Gerade die Birmanin“, sagt Scherman, „mit ihrem Verstande und ihrem ausgesprochen rechnerischen Talent ist opferwillig und spendenfreudig“ – und wenn „die Mönche am frühen Morgen ihren Almosengang antreten, finden sie die Frauen schon mit den Speisen zur Füllung ihrer Bettelschalen bereitstehend“.¹⁰⁾

Wiederum darf die Birmanin nicht als Hüterin der Buddhalehre mißverstanden werden. Im Gegenteil hat gerade Buddha selbst nichts unterlassen, die Nichtswürdigkeit der Frauen herauszustreichen. Es gibt indes viel mehr an weiblichem Realismus in vielen Gesellschaften der Menschheit, als allgemein für möglich gehalten wird. Die chinesischen Hakka beispielsweise, eine südchinesische Population, die im späten Mittelalter von Nordchina eingewandert ist, hat eine deutlich erkennbare Betonung des weiblichen Elements im Alltagsleben. Bei Tibetern sieht das ähnlich aus, wo Polyandrie die Regel ist, und auch im Hinblick auf die Shān, die chinesischen wie die birmanischen – braucht man nicht zu übertreiben, wenn man sagt, daß die in den nördlichen Shān-Staaten lebenden Frauen der höheren Gesellschaftsschicht – wie auch die Tamilfrauen in Sri Lanka – zu den schönsten Frauen der Menschheit gehören.

Dem „Klerus“, genauer den Mönchsgemeinschaften (sangha), stehen gegenüber die Armee und deren dem König unmittelbar unterstellten Gardien. Die birmanische Armee war im südostasiatischen Subkontinent die stärkste, sie war gekennzeichnet durch eine bestimmte Disziplin, wie sie für jede funktionierende Armee maßgebend sein muß, und durch einen gewissen Kampfelan, der besonders von Europäern bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts respektiert wurde. Seit der Jahrhundertmitte hat dies jedoch nachgelassen, weil die britische Kolonialarmee mit ihrer modernen Waffentechnik schließlich allen anderen überlegen werden mußte: den Birmanen selber, ihren benachbarten Ethnien, die von den Briten klug in ihre eigenen Einheiten einbezogen wurden (vgl. die Gurkha-Truppen mit ihren Dudelsackpfeifen, die sie von den Schotten übernommen hatten), wie auch den Chin- und Kachin-Rifles, die je ihren Anteil zum

¹⁰⁾ *Lucian Scherman* und *Christine Sch.*, Im Stromgebiet des Irrawaddy. Birma und seine Frauenwelt (München-Neubiberg 1922).

Ende des Zweiten Weltkrieges beigetragen haben, sodann den Shän-Völkern, deren Karen-Bevölkerung, den Thai, den Laoten. Eine Ausnahme machten die sogenannten Meo (chinesische Miao), deren Kampftüchtigkeit im Vietnamkrieg eine bedeutsame Rolle gespielt hat.

Kurzum: das militärische Element ist in Südostasien allgemein ein durchaus gewichtiges, was sich leicht von der traditionsreichen Herrschaftsform, Angriffslust und Verteidigungsfähigkeit in diesen Ländern und Völkern herleiten läßt, unterstützt durch Organisationstalent, Waffenausrüstung und die altüberlieferte und immer wieder neu eingesetzte Waffe des Elefantenschocks: so wird auch für die Gegenwart verständlich, warum Klerus und Armee, der geistig-autoritative und der militärisch-machtbewußte Faktor, im Vordergrund stehen, beide halten die Balance in Staat und Gesellschaft – die Seyadōs, von denen schon die Rede war, gegenüber militärischen Rängen der Bo und Wungyi, und so auch die Mönchsgemeinschaft der traditionell-royalistischen Truppe gegenüber. Daß seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts ein hoher Militär (General Ne Win) die Staatsführung ausübt, ist wie ein Symbol für die politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse einst und jetzt. Man muß auch die Birmanische Sozialistische Programm-Partei beachten, deren Führungskader zu größeren Teilen aus aktiven bzw. ehemaligen Armeeangehörigen zusammengesetzt ist.

Die Bedeutung nun, die auch im traditionellen China das Militär immer gehabt hat, setzt sich entsprechend in den nachfolgenden Dynastien fort. Es sind die Ming- und Qing-Dynastien (1368–1644 und 1644–1912), auf die es hier ankommt. Nach der Besetzung Yünans, d. h. Südwestchinas, durch die Keräit-Mongolen in den 1250er Jahren ist dieses Areal quasi chinesisches Territorium geworden. Die Luchuan- respektive Longchuan-Affären in bestimmten Nebenflußbecken, die wir aus Nachfolgeauseinandersetzungen mit den einstigen Nanchao-Stämmen begreifen können, diese Affären haben vor allem in der ersten Hälfte der Ming-Herrschaft (d. h. in der Zeit zwischen 1370 und 1500) doch nur eine untergeordnete Rolle gespielt; die Kontrahenten standen räumlich in jedem Fall als Südwestchina hier und Nordbirma dort einander gegenüber, Tayou (= Taruk) ist das Wort für China und das Chinesische, und Mian-dian (= Mranland) steht für Birma (Burma, Bemā).¹¹⁾ Die Shän-

¹¹⁾ Die vielfältigen Bezeichnungen haben in Saw Saimöng, Taunggyi, einen Interpreten gefunden, indem er *Brahma* als Namenskern vorschlägt: Mrahma = Mranma = Mianma = Bemah.

Staaten bzw. -Fürstentümer oder Völker innerhalb der Union von Birma haben eine Pufferwirkung ausgeübt und üben sie nach wie vor aus. Hat es doch nicht selten Bemühungen gegeben, die Shän-Völker zu einer autonomen Einheit zusammenzufassen, die sich dann verständlicherweise eng an Thailand würde halten müssen.

5. Südostasien und seine Beziehungen zu China und Indien. Das koloniale Erbe

Wie aber sieht man das nun vom chinesischen Blickpunkt aus, wenn man von Peking aus auf die südostasiatischen Länder sozusagen „hernieder“schaut? Chinas Aufmerksamkeit muß verständlicherweise auf seine Grenzgebiete gerichtet sein, d. h. auf die Länder, die diese Grenzen erst spürbar machen: Annam, der „südliche Frieden“, Laos, das chinesisch Laozhua ausgesprochen wird und irgendwie im Bergwald verschlungen zu sein scheint, dann die hügeligen südlichen Shän-Fürstentümer und Birma selbst, für China war ein sogenanntes Indochina aus französischer Kolonialherkunft ebenso bedrohlich wie Birma aus britischer. Aus Pekingener Sicht ist alles rundum benachbart bzw. angelehnt an China oder unter chinesische Süberänität gestellt. Im alten, vor-kaiserlichen China, d. h. 221 v. Chr., ist eine deutlich zentripetale Tendenz zu vermerken, wie es einer Hauptstadt zukommt, aber auch zentrifugal in dem Sinn allmählich abnehmender politischer und soziologischer Relevanz, je nach den angrenzenden Territorien von der Hauptstadtprovinz über die Randprovinzen bis in die „barbarische“ Außenwelt, d. h., alles gruppiert sich um den Thron des Himmelssohnes, und alles hält sich zugleich konzentrisch in wachsender Distanz von ihm.

In der spät-imperialen Phase Chinas, das sind die Ming- resp. Qing-Dynastien (1368–1644 und 1644–1912), stehen wir vor so etwas wie einem Ellipsoid mit zwei Brennpunkten – das sind die nördliche und die südliche Hauptstadt – Beijing und Nanjing oder auch mit ihren rituellen Namen „Bezirk des Gehorsams vor dem Himmel“ (Shun-tian-fu) und „Bezirk der Einfügung in den Himmel“ (Ying-tian-fu). Vielleicht sind das nur zwei Identitätsglossen – und doch ist ein Unterschied, der seinen Sinn hat – der Thron in Beijing mit seinem Folgegebot (*shun*) soll mit dem Himmel im *Ein-klang* sein, während der Nebenthron in der südlichen Hauptstadt mit einem Entsprechungsgebot (*ying*) mit dem Himmel gewissermaßen im *Widerhall* (im Echo) sein soll. In einem kleinen Rundtempel

im Norden vom Himmelsaltar findet sich eine kreisrunde Mauer, die diesen Tempel umschließt – es macht jedem Touristen Spaß, sich des Rundum-Echos zu erfreuen. Ich frage mich, ob nicht dieser intramurale Echoeffekt den Kaiser unsichtbar umgeben soll in dem Augenblick, da der Sohn des Himmels zum Altar schreitet, um das große Wintersolstiz-Opfer zu vollziehen. Der Durchschnittstourist nimmt ja ohnehin kaum noch etwas wahr von dem Geflecht der Rituale, die selbst Hochbeamte im spät-traditionellen China nur mit einiger Mühe nachvollziehen konnten.

Der Blickpunkt im spät-imperialen China hat das blaue Himmelszelt über sich und den umgreifenden Horizont um sich – quasi „kantisch“ zu reden. Die amtlich-chinesische Historiographie registriert das in der Form der Einbeziehung in die kaiserlichen Annalen (ben-di genannt, wörtlich: *Wurzeln einsetzen für das Dasein des vergöttlichten Kaisers*), und die rituellen Kapitel im Abschnitt „Monographien“ auf der einen Seite sowie die „Länderberichte“ im Rahmen der aneinandergereihten Überlieferungen (liezhuan) andererseits unterstreichen das noch einmal. Sie alle gehören zu den voluminösen amtlichen Geschichtswerken seit etwa 100 v. Chr. bis in das 19. Jahrhundert. Insgesamt 25 solcher amtlicher Geschichtsenzyklopädien sind zustande gekommen.

Bedeutungsvoll nicht minder sind die Einflüsse bestimmter „Leitkulturen“ sowohl aus dem indischen Raum, wie der große Kulturforscher Coedès ihn als Hinduisierungsvorgang verstanden hat, als auch aus dem chinesischen Raum, der zwar Handwerk und Handel brachte, kulturell als Sinisierung jedoch kaum zu fassen ist. Immigranten aus südchinesischen Küsten haben ihre spezifische Kultur beibehalten, Birma ist zu keiner Zeit sinisiert worden und wird kaum je sinisiert werden, zwar steht da die große Macht China, gewaltig in ihren Dimensionen vor der eher schwachen Völkergemeinschaft der „Union of Burma“, sehr viel mehr ist es aber nicht. Bei aller Zwiefältigkeit dieser beiden dominierenden Kulturen Indiens und Chinas muß die Autonomie dieses eigenartig hinter-indisch, thailändisch, laotisch, khmerisch, annamitisch und cochinchinesisch bestimmten Subkontinents immer wieder herausgestellt werden (Cochin-China ist ein altmodischer Ausdruck für das südliche Vietnam mit Saigon als zentralem Punkt).¹²⁾

¹²⁾ Cochin-China, siehe G. Coedès, Berkeley/Los Angeles 1967, S. 215: „In 1867 the three western provinces were occupied without resistance, and thus

Man betrachte nur die großen Grabdenkmäler der einstigen Khmer-Könige in Angkor mit ihren durchaus selbständigen Kunstformen, man denke an die sehr selbständigen Pagoden und Pagodenreste im Becken von Pagan in Mittelbirma oder auch an die Reste der alten thailändischen Hauptstadt Ayuthia, an alles, was die birmanischen Truppen einstens übriggelassen haben, oder auch an das monumentale buddhistische Bauwerk des Borobudur auf der Insel Java – es gibt keine Vorbilder dieser Art dafür, die südostasiatischen Traditionen haben sich je ihre eigenen Denkmäler geschaffen. Gewiß blickt man nach Indien, wenn man sich in Hinterindien oder in Indonesien bewegt, und ebenso gewiß blickt man nach China, wenn man von Chinas südlichen Grenzzonen ausgehend die sogenannten „Tributgaben“ an China berücksichtigt, aber auch hier haben wir eine Selbstbewußtheit der Tributbringer vor uns, die niemals etwa sklavische, wengleich höfliche Züge haben aufkommen lassen. *Tributhandel* wird man diesen Begriff darum wohl bezeichnen dürfen.

Es sind jedoch nicht nur die mehr oder weniger gewaltigen Baudenkmäler, die das Eigenständige des südostasiatischen Subkontinents hervorkehren, es sind vor allem auch die alltäglichen Merkmale der Kleidung, der Wohnstätten, der typischen Gerätschaften, der eigentümlichen Formen des Spiels, des Tanzes, des Gesangs, der Musik und der dazugehörigen Musikinstrumente – so unterscheiden wir etwa den Glockenrhythmus in Thailand von dem Trommelkreis des birmanischen Pwe-Tanzspieles, dessen charakteristischer Trommelklang, mit der Hand geschlagen, weit durch die stillen Mondnächte in der kühlen Trockenzeit zu hören ist. Anderes, unzweifelhaft Birmanisches, ist das Beinspiel mit Flechtbällen, wobei es darauf ankommt, den Spielball nicht auf die Erde fallen zu lassen – oder ein dem Englischhorn ähnliches Blasinstrument, rhythmisiert mit Bambusklappern, das irgendeinen Festzug begleitet. Freilich hat die europäische Musik ihren Einfluß zur Geltung bringen können, das Klavier mit Violine und Sologesang, der zugleich westlich und einheimisch klingen kann, ist für Birma durchaus charakteristisch geworden. Die südostasiatischen Nachbarn ha-

the French colony of Cochin-china came into being“; siehe auch: *Lê Thành Khôi*, *Le Viet-Nam. Histoire et Civilization* (Paris 1955) 285, Anm. 88, „La première partie du nom Cauchi dérive de l'appellation malaise de Kutchi qui proviendrait lui-même de Kiao-tche (Giao-chi), destinguer le Kutchi de l'Inde, c'est-à-dire de Cochin“.

ben im übrigen mit ihren mehrtonigen Glockenrhythmen etwas entwickelt, das spezifisch und einheimisch ist. Man könnte auch noch auf das Holzklang-Xylophon verweisen. Südostasien, gerade auch das kontinentale oder wie man angelsächsisch sagt „Mainland Southeast Asia“, hat seinen unverkennbaren Klang, seine Gestik, den besonderen Tanzschritt und die je festlich aufgemachte Bekleidung.

Nun ist weiterhin zu berücksichtigen, daß die südostasiatischen „Kolonien“ (ob nun britisch, französisch, niederländisch oder spanisch bzw. US-amerikanisch) auf kulturellen Traditionen beruhen, die weit ausgereifter erscheinen als in anderen subtropischen, z. B. afrikanischen Lebenszonen. Diese „Kolonien“ gehören zu dem Bestand an Regionen, die in der Gegenwart nicht ohne weiteres als „dritte Welt“ zu bezeichnen sind, sondern sie haben ihre ganz eigenständigen royalistischen Traditionen und Rechtsnormen, sie geben sich Namen von Staaten und staatlichen Vereinigungen, wie z. B. die ASEAN eine ist (Gemeinschaft der südostasiatischen Staaten) oder die UNION OF BURMA selbst, die ein Zusammenschluß der birmanischen Nation mit fünf einzelnen Nationalitäten ist (Birma mit den Shän-Staaten, dem Kachin-Staat, Karen-Staat, Karenni-Staat und dem Sondergebiet der Chin-Bevölkerung). – Wir sagen hier ohne weiteres „Staat“, der gegründet ist und nach innen wie nach außen Politik treibt, auch wenn die „Politikmasse“ nicht gar so groß ist. Birma fällt ja bekanntlich auf – gerade wegen seiner Unauffälligkeit! Touristen werden sozusagen an der „Siebentagesleine“ gehalten, das sichert Kontrolle und provoziert keine Unruhe, sofern sie von außen käme, vielmehr bemüht dieser Staat sich um Balance und Zurückhaltung – wenngleich Stagnation per se kaum Politik ist und eher Rückschritt signalisiert. Andererseits entsteht in der rapiden Entwicklung auch der südostasiatischen Welt eine technologisch und möglicherweise auch kulturell moderne Entwicklung, von der die übrige Welt noch wenig begriffen hat.

Diese südostasiatische Welt ist, trotz aller kultureller Traditionen und Identitätsnachweise, eine kolonialisierte geworden. Wenn wir die neuere Geschichte dieses Weltteiles ins Auge fassen, stehen wir vor dem „Kolonialismus“ als einem durchaus negativen Begriff. Zu den Zeiten jedoch, als „Kolonialwaren“ noch als etwas Positives angesehen wurden, wandte sich die europäische Welt kaum dem Kolonialismus zu als vielmehr den „Kolonien“ selbst, von denen neue Lebenschancen erwartet wurden. Südasiens Entwicklung ist

eine im ganzen äußerst heterogene – auf der einen Seite geht Vietnam konsequent auf sein Indochina-Programm zu, nämlich *das* zu beerben, was die französische Kolonialpolitik über mehr als ein Jahrhundert zustande gebracht hatte – mit entschlossener Unterstützung durch die Sowjetunion. Und auf der anderen Seite – ich beschränke mich auf das Festlandmassiv – haben wir im thailändischen Königtum mit seiner verhältnismäßig schlagkräftigen Armee einen Pfeiler der freien Lebensgestaltung, den zu stützen unser aller Interesse sein muß.

Im vorgegebenen Themenbereich „Birna“ – dem Schlüsselnd im Grenzbereich der von mir so benannten „Zweiten Grenze“ – haben wir es mit drei Kapiteln zu tun, unter der gemeinsamen Überschrift Yünnan-tusi, d. h. „Lokale Amtsträger südlich der Wolken“, das ist der Name der Provinz heute: *Yünnan*. In diesen Berichten behandelt der Kaiser die Länder wie ein Souverän, soweit wir es mit Ländern zu tun haben, die mehr oder weniger als Teil des Ganzen im Chinesischen Reich anzusehen sind, während ein nur locker zum Gesamtverband gehöriger Komplex von Territorien eher einen Sözerän über sich hat. In beiden Fällen, dem direkten und dem indirekten Zugehörigkeitsverhältnis, vergibt der Kaiser bestimmte Amtstitel in der Erwartung, daß die betroffenen Fürsten, Herren und Stammeshäuptlinge sich in dem Maße anpassen, wie der Throninhaber es seinem himmlischen Oberherrn und Vorfahren gegenüber tun muß: Frieden stiften, Ermahnungen von sich geben, zum Guten reden, Schelte erteilen und – als ultima ratio – Anwendung von Gewalt mit Mitteln der Kriegsführung. Oft wird dabei der Unruhestifter oder einer, der zu den Waffen greift, ehe noch etwas aufgebrochen ist, verfolgt und dingfest gemacht und zur Hauptstadt gesandt, um sich für seine Missetaten zu entschuldigen (*xie-zui*). In der Regel wird der Betroffene aber hernach mit Gaben und guten Wünschen wieder in seine Heimat zurückgesandt.

In dem Maße nun, in welchem die chinesische Bevölkerung in Südwestchina langsam zunahm und sich in südwestlicher Richtung ausfächerte, veränderten sich auch die Verwaltungsorgane, die seit der Mongolenzeit zustande gekommen waren, Organe, die chinesische Titel und Amtsgewänder tragen und die Beruhigung und Befriedung herstellen sollten. Aus Häuptlingschaften wurden Lokalämter, statt kontrollierender Funktionäre gab es bald regelrechte Ämter samt Amtsträgern und schließlich, in der entwickelten Bürokratie, sogenannte Befriedungskommissare bzw. Kommissariate, de-

nen zuletzt, als höchste Stufe, Präfekturen mit Distriktvorstehern eingefügt wurden. In der Einleitung zum Kapitel 313 des Amtlichen Geschichtswerkes der Ming-Dynastie, der vorletzten in der langen chinesischen Kaisergeschichte, ist zu Beginn der folgende Einleitungstext veröffentlicht worden (mit gewissen Kürzungen):

„Im vierzehnten Jahr der Periode Hongwu (d. h. des Allgemeinen Krieges, im Jahr 1381) erreichte die Große Armee (der Ming) die Stadt Dian (heute Kunming), und der Prinz Liang mußte fliehen und fand dabei sein Ende. Darauf errichtete man die ‚Präfektur südlich der Wolken‘ (Yünnan-fu). Von da an wurden alle Gebiete der Reihe nach wieder (in die Amtsverwaltung) zurückgeführt, weiter gehend von Generation zu Generation, und Regulierungen und Ordnungen festigend ... Lokalämter, die innerhalb von Bezirken und Unterbezirken zusammengestellt sind, werden zum ersten Mal in die Amtshierarchie einbezogen. Selbst wenn nämlich viele der Dian-Provinz (Yünnan) zugeordnete Ortschaften der Man- und der Yi-Barbaren mit Siegel als zur Amtshierarchie zugehörig werden, müssen ihnen doch Lokalämter zur Seite stehen. Und weil nun die Namen der Lokalämter sich vielfach vermengen, so daß sie schwer auseinanderzuhalten sind, gehören sie zu einer Präfektur oder Subpräfektur, um die Kontrolle über sie zu umspannen. Und hinsichtlich der Aktivitäten der Lokalämter, beschäftigen sie sich doch nur im großen und ganzen mit Dingen wie Ordnung und Unordnung, Aufstieg und Niedergang, so daß die Kontrollausübenden wissen, wie man sie kritisch im Auge behalten kann.“

Dieser typisch chinesische Amtsstil bezeugt Hoheit und Distanz solcher Äußerungen, indem man sich fernhält von allem, was Unordnung suggeriert, sei dies wirkliche, aufstandsartige Unordnung – oder nur „Unchinesisches“, d. h. etwas, das seltsam, unverständlich, möglicherweise auch bedrohlich sein kann – dies wird sozusagen kalligraphisch und stilistisch in eine gewisse Ordnung gebracht. Aber die Waffe in der Hand fehlt nicht, die Spannung kann durchaus in einen regelrechten Feldzug ausarten, die chinesische Bürokratie ist sehr wohl imstande, sich in ein Kriegsgewand zu werfen – wie zum Beispiel die Schilderung des Luchuan-Feldzuges gezeigt hat, der sich über ein knappes Jahrzehnt im Grenzraum zwischen Südwestchina und Nordostbirma abgespielt hat (1440–49). Die Frage stellt sich, ob dies eine quasi-bürokratische Ausweitung des chinesischen Territoriums sein kann, eine Expansion „auf leisen Sohlen“ gewissermaßen, eine stillschweigende Übernahme neuer Gebiete.

Der Vortragende als Autor ist im übrigen der Ansicht, daß dies im eigentlichen Sinne *nicht* der Fall sein kann. China ist keine expansionistische Großmacht, sie kann sich allenfalls eine expansionistische Vorstellung machen, wie man durch die wohlbekanntesten Tributlieferungen zeigen kann – durch Verleihung von Titeln und gewissen Amtsstellen, die als solche kaum existieren oder durch Unterstellung – all dies will vor allem schützen, festhalten, einen Sicherungsraum schaffen, den man auch als Glacis bezeichnen kann, will, mithin, die Agrarwirtschaft intakt halten, jene „fünftausend Jahre Bauernwirtschaft“ in ihrem Dasein fortleben lassen, die die Existenz des jetzt Milliardenreiches garantieren kann. Die „westlichen Gebiete“ (xi-yü) in der Tang-Zeit und im späten 19. Jahrhundert das „Neue Territorium“ (xin-jiang) und neuerdings die „Uighurische Autonome Region“, sie haben immer den Schuttschirm für Chinas Nordwesten gebildet, und der Nordwesten Chinas wiederum schützte das Agrarreich, und in seiner Mitte befand sich die Hauptstadt mit dem Sitz des Himmelssohns. Die chinesische Weltpolitik war im Kern *defensiv* und war es immer, soweit wir sehen können (mit der Ausnahme eines Tang-Kaisers, der von den Arabern jenseits Ferghana eine entscheidende Niederlage hatte hinnehmen müssen).

Die aggressiven Steppenreiter Asiens wie die Xiongnu, die wir „Hunnen“ heißen, Türken, Mongolen und andere, sie haben mit unterschiedlichen Eroberungsenergien Teile oder das Ganze Chinas für sich in die Hand genommen. Aber auch sie sahen sich früher oder später vor einer Situation, die sie drängen mußte, etwas festzuhalten bzw. einen Punkt zu machen. Das gilt gerade auch für das Manzhou-Qing-Kaiserreich, das flächenmäßig am weitesten gespannte unter allen Reichen, das je existiert hat – wir sehen einmal ab von den sozusagen „zusammengerittenen“ Mongolenräumen – eingedrungen nach China sind die Manzhou als locker siedelnde Banner-Korps, sie wurden im weiteren Verlauf Kontrollkader, Generäle, Generalgouverneure, um das Reich zusammenhalten zu helfen.

In bestimmten Ländern Menschen zu „sinisieren“, die im Umkreis leben, bedeutet, daß im Norden Viehhirten sich dem Ackerbau anpassen wollten oder anzupassen suchten, zunächst aushilfsweise, dann immer mehr selber agrarisch lebend. Anders herum konnte auch die Agrarwirtschaft Schritt für Schritt in die Steppenlandschaft vordringen. So war es möglich, eine *innere*, mehr dem Agrargürtel

zugewandte seßhafte oder jedenfalls stationäre Viehwirtschaftszone zustande zu bringen, die politisch dem Kaiserreich gewissermaßen näher stand, und eine *äußere* Zone, die deutlicher dem nomadischen Weidezyklus zugewandt blieb und dem chinesischen Kaiserthron nur locker verbunden war. – Das sieht im Inneren Chinas, etwa gegen das zentralasiatische Gebirgsmassiv, etwas anders aus: eine natürliche Scheidung von fruchtbarem Sichuan-Becken in Westchina und grün bewachsenen Osthängen des Lebensraumes der Tibeter und Kham-Hirten einerseits, und – Völkervermengungen südlich des Kunlun-Massivs bis hinunter in die Himalaya-Ketten und schließlich den hier angesprochenen Südwesten Chinas – andererseits.

Der chinesische Blickpunkt, der naturgemäß vielfältig und kompliziert sein muß, hat schließlich eine tausend Kilometer lange Meeresküste mit allen Verschlingungen, Buchten, Fjorden, die als solche eine Grenze und Barriere darstellt und den eigenen Blickpunkt in nur geringem Maß beeinflusst. China ist und bleibt kontinental, aus einzelnen nuclei langsam zusammengewachsen und ein in sich geschlossenes Landmassiv geworden, im Kontrast etwa zu der ost-mittelmeerischen Vielgestaltigkeit von festländischen und insularen Landpunkten, die eher auseinanderstreben als sich zusammenfügen. Von japanischer Seite wird neuerdings diskutiert, ob nicht Inselketten von der Kamtschatka im Norden hinunter bis nach Singapur im Süden als eine Art „Ostasiatischen Mittelmeeres“ zu verstehen seien. Doch ist dieser Versuch insofern problematisch, als der ganze Komplex im Grunde nur Inselketten darstellt, die das ostasiatische Kontinentalmassiv in lockeren Bögen begleiten, von einem sich darin entfaltenden Kulturkomplex kann nur schwerlich die Rede sein; allenfalls ließe sich ein Kulturraum ausmachen zwischen Ostchina, Taiwan, den Ryukyu-Inseln, Kyushu in Südjapan und Südkorea, die man mit der Ägäis vergleichen könnte. Gegenüber einem von vielfach durchströmten Wanderungsbewegungen auf Wechsel und Wandel eingestellten Lebensraum, eben der Ägäis, bleibt das chinesische Landmassiv Raum für ein kolossales Menschenreservoir, das sich anschickt, diesen ihm vorgegebenen kontinentalen Raum auszufüllen. Im Blickpunkt Ostasiens erscheint Birma zwar flächenmäßig nicht unbedeutend, wirtschaftlich und politisch jedoch kaum von bedeutender Relevanz.

6. Birma gestern – Birma heute. Geschichtsschreibung und politisches Tagesgeschäft

Zum Blickpunkt Südostasien gehört gewiß auch die Perspektive des je sich bildenden Geschichtsbewußtseins. In der Herausgeber-schaft durch D. G. E. Hall (von dem zu Beginn kurz die Rede war) hat die britische Südostasienwissenschaft im Jahr 1961 einen maßgeblichen Schritt vorangetan, indem sie in ihrer „Schule“ (in echt britischem understatement) ein umfassendes Forschungsinstrument entwickelt hat (nämlich die School of Oriental and African Studies), mit dessen Hilfe man die Geschichtsschreibung der Völker Asiens besser zu verstehen beginnt. In dem Fall Birmas, mit dem wir uns hier befassen, haben wir es auch mit Inschriftenmaterial zu tun, das seit dem 11. Jahrhundert vorliegt und in der birmanischen Philologie bearbeitet wird. Ein bedeutendes Beispiel ist die sogenannte „Myazedi-Inschrift“, die in vier Sprachen erhalten ist, und zwar in Pyu, in Mon, in Pali und in Birmanisch (vergleichbar dem Stein von Rosette). Welche historiographische Bedeutung diese Inschriften haben, ist nur indirekt erfaßbar. Wir haben es jedenfalls nicht mit jenen *chinesischen* Knappheitsformeln zu tun, die römischen Inschriften vergleichbar sein könnten, sondern mit buddhistischen Dedikationen aus einer ganz anderen Atmosphäre.

Lassen Sie mich rasch ein paar Sätze daraus zitieren (ich übersetze aus der englischen Version):

„Wohl! Ehre dem Buddha! 1.628 Jahre der Buddhalehre sind vergangen (das heißt 11. Jahrhundert westlichen Kalenders). Der-und-der wurde König in dieser Stadt so-und-so, da war eine geliebte Gemahlin jenes Königs mit dem Namen die-und-die, und jene geliebte Gemahlin hatte einen Sohn Rāja-kumar (das ist ein „Königs-kind“) . . .“ (und weiterhin ist die Rede von Schenkungen an Gütern, Sklaven und Kostbarkeiten, und weiter): „Als jener König 28 Jahre regiert hatte, wurde er sterbenskrank . . . und der Nachfolger ließ ein Bild des Buddha aus purem Gold machen, und als das seine Zufriedenheit gefunden hatte, sagte er: ‚Ich, Dein Sklave, machte diesen goldenen Buddha für Dich, meinen Herrn, und die drei Dörfer mit Sklaven, die mir mein Herr gab, gebe ich weiter diesem goldenen Buddha! – Und der König sagte in tiefer Freude: ‚Sadhu! Sadhu!‘ (Wohl getan! Wohl getan!)“ usw.

Wenn man eine Rundschau hält über birmanische Geschichtsschreibung, so fällt auf, wie relativ jung sie ist. Das Inschriftenmate-

rial freilich geht auf die bezeugte Geschichte der birmanischen Königreiche zurück, die seit dem 11. Jahrhundert nach Christus kontinuierlich daran festgehalten haben. Dabei muß man mehrere Teilgeschichten Birmas berücksichtigen wie etwa Prome (Pye), dann Pagan, die fabelhafte Monumentallandschaft inmitten des birmanischen Landes, vor allem kennzeichnen Pegu und die Kultursprache der Mon diese Regionalgeschichte, und blicken wir weiter über Chiangmai nach Thailand, nach Taruk-China und Putakay (für Portugal, einfach weil die portugiesischen Feldstücke damals militärisch das jeweilige Kampffeld beherrschten), so haben wir den Anfang einer neuzeitlichen Geschichtsentwicklung vor uns.

Die Niederschrift dieser regionalen Aufzeichnungen nennen die Birmanen „Yazewin“, birmanisierte Form des indischen Rājavamsa, d. h. „Aufzählung“ oder „Abfolge der Könige“ als Standardbegriff für Geschichte schlechthin. Diese Geschichtsdarstellungen sind auf Umfassendes im Weltgeschehen angelegt, und erst nachdem Kosmos, der Buddha, Indien und Sri Lanka abgehandelt worden sind, kann in einer Art „geschichtlicher Bescheidenheit“ auch von Birma die Rede sein. Die bedeutendste birmanische „Weltgeschichte“ dürfte die von U Kala sein, einem Historiker eigenen Ranges.¹³⁾

U Kala war kein Angehöriger des buddhistischen Klerus, wie viele birmanischen Geschichtsschreiber es gewesen waren, und er war auch nicht aus königlich-birmanischer Nobilität, er war vielmehr Laie und so etwas wie ein erster „moderner“ Historiker, und man ist versucht, diesen birmanischen Geschichtsschreiber mit Thukydides zu vergleichen. U Kala lebte in einer Familie, die vermögend genug erschien, um das müßige und damit geistig-intensive Leben eines Schriftstellers zu leben. Er schrieb sein Werk „Die Große Geschichtsdarstellung“, birmanisiert Mahā-yazewin-gyi, zu Anfang des 18. Jahrhunderts (Endzeit der Taunggu-Könige vor Alaungpaya), von britischen Einflüssen noch unbehindert und doch schon vielleicht mit Absicht auf nationale Identität eingestellt, und das andere birmanische Standardwerk, die sogenannte „Glaspalast-Historie“ (Hmannanyazewin-gyi), vom königlichen Thron eigens bestätigt, geht nun in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts (das nun allerdings schon im Schatten der britischen Kolonialaktivitäten steht).

¹³⁾ U Kala, Mahāyazawin (Mahā-rāja-vaṃsa), die „Große Chronik“, 1724.

Eine weitere „Zweite Chronik“ entstand in den 1860er Jahren, als Birma schon zur Hälfte britische Kolonie geworden war; auch nach der kolonialen Eroberung, zunächst noch in der Ausweitung in das Kaiserliche Britisch-Indien, sind Geschichtsdarstellungen über Birma erschienen: 1886 wurde die „Zweite Chronik“ bis zum Abschluß der britischen Okkupation im Jahr 1885 weitergeführt; es erschienen ferner Chroniken über Arakan (im äußersten Westen) und Mon (Pegu, im Süden des Landes), schließlich historische Darstellungen über den buddhistischen Glauben, eine aus dem Jahr 1831, eine aus dem Jahr 1861, zuletzt vom „Prälaten“ (Seyadō) U Yazinda im Jahr 1928 – als Britisch-Indien auch Birma einverleibt hatte.¹⁴⁾

Im ganzen läßt sich folgendes Geschichtsbild nachzeichnen: Prome mit der Bevölkerung der Pyu (etwa Tang-zeitlich 618–907) ist wahrscheinlich nur ein Stadtkönigtum gewesen; so ist auch Pagan im 11./12. Jahrhundert zu verstehen; mit Ava (Einwa) wird das „birmanische Zentrum“ zum ersten Mal aktualisiert: Einwa (Ava) als Zentrum mit dem Kyaukse-Fruchtbecken, Sagaing und Pagan mit mancherlei Ausweitungen, dazu gehören auch die mongolisch-chinesischen Konfrontationen im Bhamo-Becken in Nord-Birma und die Kämpfe in die Bergwelt hinein. – Und von der sogenannten Taunggu-Dynastie an, d. h. etwa ab Birmas Konsolidierung, die um das Jahr 1500 begonnen hat, mußte das Land noch mancherlei Rückschläge hinnehmen, und diese Dynastie, soweit sie noch als solche bezeichnet werden kann, ist dann der eigentliche Beginn der neuzeitlichen Geschichte Birmas.

Aber dann, nachdem die *Tagaung*-(Konbaung-)Dynastie (die wohl zu unterscheiden ist von *Taunggu*) die Herrschaft über Birma im ganzen zu übernehmen begann (1752), hat Birma bestehen können. Die britische Eroberung hat lediglich übernommen, was schon da war. Geschichtlich gesehen haben unmittelbar nach Alaungpayas Regierungsantritt (1752) mindestens zwei Einbrüche aus Manzhou-China stattgefunden, die wie eine Härteprobe wirkten: 1752 Gründung des neuen birmanischen Königreiches, 1766–69 erlaubte sich der etwas phantastische und, wenn man will, großspurige Qianlong-Kaiser (1736–96), seine gewaltige Macht spielen zu lassen – mit einer eindrucklichen Niederlage im Ergebnis!¹⁵⁾

¹⁴⁾ U Yazinda, Eine Geschichte der theravada-buddhistischen Religion, 1928.

¹⁵⁾ Siehe A. Phayre, 190–203, Anm. 4; ferner: *Htin Aung*, A History of Burma, 175–183.

Das geschichtliche Problem ist die Verknüpfung einer frisch etablierten „orientalischen Despotie“ mit einer kolonial-britischen Weltergreifung etwa seit dem Siebenjährigen Krieg (1756–63) und mit jenen Aktionen eines aggressiven Handelshandels, die so viel beigetragen haben zur Spaltung der Menschheit. Das andere geschichtliche Problem in diesem Zusammenhang ist die Überkreuzung zweier „orientalischer Despotien“, vielleicht sagt man besser „Mächte“: China mit seinem gewaltigen Schlagschatten der Überbevölkerung und Birma als akzeptable „Mittelmacht“ im südostasiatischen Subkontinent.

So kommen wir zum letzten Blickpunkt, dem Blick auf unseren westlichen Standpunkt im außereuropäischen Bereich. Birma gilt als das Land, von dem man in der Regel wenig zu hören bekommt. Am 4. Januar des Jahres 1961 haben der Ministerpräsident U Nu und der Oberbefehlshaber Ne Win, die damals herausragenden Machthaber und politischen Führer, und Zhou Enlai, der chinesische Ministerpräsident und Außenminister, den Grenz- und Freundschaftsvertrag zwischen der Volksrepublik China und der birmanischen Union abgeschlossen. Birma ist ein Mitglied der blockfreien Staaten, das sich keinem anderen Staat oder Staatenbund anzuschließen gedenkt, dem ASEAN¹⁶⁾ nicht und dem Pazifikbund nicht.¹⁷⁾ Damit ist Birma zwar als ein Faktor der dritten Welt festgestellt, aber die Realität ist eine durchaus autogene. Im Inneren dieses eigenwilligen Staates leben nach wie vor die unterschiedlichsten Gegensätze, politischer und nationaler Art, da sind grenzüberschreitende Gruppen und bewaffnete „Dakoits“ (s. o.) der verschiedensten Art, dazu kommen die Grenzschmuggler zwischen Karen und Thai, nicht zuletzt die ständigen Probleme mit den Opiumernsten im sogenannten „Goldenen Dreieck“, einer der Punkte, der die westliche Welt unter Dauerunruhe stellt. – Mit diesem weiten Wirtschafts-, Herrschafts- und Kulturraum, den George Coedès genial als die „Etats hinduisés d'Indochine et d'Indonesie“ bezeichnet hat, seien auch die kontinentalen und die maritimen Unterschiede Südostasiens noch einmal verdeutlicht.

¹⁶⁾ ASEAN, d. h. Kurzform für „Association of South East Asian Nations“, die fünf selbständigen Handelsmächte Thailand, Malaysia, Singapore, Indonesia, Philippinen.

¹⁷⁾ Pazifikbund: ANZUS für Australia, New Zealand, United States.

7. Paraphrasen zum Blickpunktproblem

„Blickpunkte“ ist der terminus, der diesem Vortrag das Titelwort gegeben hat – Blickpunkte auf Südostasien, die auf eine bestimmte Kulturregion zugespitzt sind – das Historische in diesem Vortrag sind die geschichtlichen Verflechtungen, die allenthalben erkennbar werden. Dazu kommen Fragen zur Politik: Formen der Herrschaft, Ordnungsvorstellungen, Territorialverhältnisse und bewaffnete Auseinandersetzungen – dabei wird das Politische, das hier so oft angesprochen wird, deutlicher hervorgehoben als das in einem historischen und kulturanthropologischen Vortrag sonst der Fall ist.

„Blickpunkte“ suggerieren etwas zeitlich Konzentriertes, als hätte der flüchtige Blick auf einen Ort, ein Gebäude, eine Landschaft oder anderes etwas Punkthaftes an sich, das einer mehr oder weniger intensiven Erörterung kaum wert wäre. Das alles kann so nicht gemeint sein – man könnte das Wort „Blickpunkt“ vielmehr verstehen als einen konzentrierten und daher genaueren Blick auf ein Ereignis, eine Situation oder einen bestimmten Zustand, man nenne ihn wach oder ermüdet, hell oder verschleiert; von der Geschichte her verständlich gemacht wird das Niedergeschriebene, sei es in Stein gehauen oder in Metall gegossen, in Holz geschnitzt oder auf Papier geschrieben – die normalste Weise der Kommunikation, vom Sprechen abgesehen – alles das kann man von einem bestimmten Blickpunkt aus ansprechen.

Und wenn man die Blickpunkte dahin rückt, wo etwas optisch optimal erkennbar wird, da denken wir zunächst an den vorgegebenen Raum, den wir ermesen und bezeichnen, worin Landschaften und Kulturräume enthalten sind, die wir beschreiben und untersuchen, und worin Lebensformen in den Mittelpunkt des möglichen Verstehens gestellt werden.

Lebensformen sind nicht ganz so fixierbar wie man meinen möchte, im Gegenteil, Lebensformen sind wandelbar, gegenseitig beziehbar und so dargestellt, daß sie verstehbar werden können. Und wo das zu Verstehende gesucht wird, da ist Sprache, und wo wir sie „handhaben“ können, da ist die Sprachbarriere bald überwunden. Vom Sanskrit zum Pali (beides indoeuropäische Sprachen und in jedem Fall schriftsprachlich), vom Englischen zum Birmanischen als Folge der kolonialen Übernahme durch die Briten, vom Französischen zum indo-chinesischen Subkontinent, wo er franco-

phon wurde und noch ist, und vom Niederländischen nach Indonesien, das man nicht umhin kann als einen eigenen Subkontinent anzusprechen; auch das Spanische läßt sich in Südostasien nieder, weil man von Handelszentren und Verwaltungsorganisationen ausgehend zum heimischen Igorot in den Philippinen zurückfindet. Der Blickpunkt „Sprache“ muß folglich von vorrangiger Bedeutung sein.¹⁸⁾

Von der Sprache zur Literatur ist nur ein Schritt. Es liegt nahe, daß man von den Gesprächen hinüberleitet zur dargestellten Sprache, zum Wort auf der Bühne, zum ästhetischen Sinn des Wortes – es wird in aller Regel herausgehoben aus dem Normalgespräch, es wird sozusagen bühnenreif, mitunter extrem aufbäumend in der Stimme, und doch nie solo – immer ist der Musikrahmen gegenwärtig, er unterscheidet sich scharf von der Operetten- oder gar Opernmusik, wie wir sie im Westen kennen, die Bühnenmusik sitzt neben der Bühne, sie sitzt nicht in einer unteren Etage, sie musiziert neben oder hinter den Darstellern. Aber sowohl in der erzählenden Literatur wie in den Geburtsgeschichten des Buddha („Geburt“ bedeutet hier Wiedergeburt, Fortsetzung des Lebens, Wiederkehr des Daseienden, man gelangt hier in knifflige Schwierigkeiten des religiösen Seins) in den Jätakas, die an und in vielen Pagoden bildliche Darstellungen zeigen, kommt die dramatische Erzählung zur Geltung, die in der vielfältigsten Art und Weise „verarbeitet“ wird – Tanz, Malerei, Erzählung, kunstreicher Vortrag, all das läßt sich nicht einfach in „Literatur“ wiedergeben, man muß diese Arten der Kunst und Kunstdarbietung viel komplexer sehen, und doch wird das zum Blickpunkt Wortkunst, Tanzkunst und musikalische Kunst.

Aber die Königsdynastien sind ein unumgänglicher Gegenstand, auf den ein Blickpunkt gerichtet werden muß. Die Geschichte Birmas stellt die übliche Dynastienkette dar, die erste ist die von Pagan, die zweite die von Taunggu und schließlich die dritte, die man schlicht nach Alaungpaya benennt – dazwischen siedeln sich der Niedergang Pagans an, der zweite Niedergang, der gerne auf Bayinnaungs Reich bezogen wird, und der dritte, der von der britischen Eroberung her bestimmt ist. Das alles ist in herkömmlicher Weise zusammengeschrieben, ohne dabei in die strukturellen Probleme

¹⁸⁾ Die vorrangigen Sprachen sind außer den europäischen (Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch), die Sprache der Thai (Siamesisch), das Birmanische, das Laotische (auch eine der Tai-Sprachen), das Vietnamesische (mit zunehmender Bedeutung).

wirklich einzugreifen. Sie sind der Gegenstand ausführlicherer Untersuchungen, die zum sogenannten magnum opus gehören und nicht in den Zusammenhang dieses öffentlichen Vortrags.

Ein ganz anderer Blickpunkt ist der der räumlichen Zuordnung. Gehen wir von dem Land Birma aus, so haben wir uns mit einer Erstreckung des vorgegebenen geographischen Raumes zu befassen, der vom 15° nördlicher Breite zum 30° hinaufreicht. Drei solcher Blickpunkte gibt es von Bhamo über Mandalay bis nach Pegu – nach Städtenamen benannt – und zwei weiterer Blickpunkte, die man als den äußersten Norden und den tiefsten Süden des Landes ansprechen kann. Wanderungsgeschichtlich vollzieht sich dabei eine allmähliche Verschiebung nach Süden. In diesen Zusammenhang lassen sich auch die rassischen wie die wesensmäßig zu kennzeichnenden Merkmale des Birmanen, des Mon-Birmanen, des Shān-Thai, des Karen u. a. einordnen.

Ein außerordentlich wichtiger Blickpunkt ist der auf die religiöse Komponente Südostasiens gerichtete: mit anderen Worten der Theravada-Buddhismus, ohne den die Kulturwelt Südostasiens nicht vorstellbar ist – es mögen die Entwicklungen in Laos, in Kampuchea, in Südwestchina mehr oder weniger säkularisiert sein, in den drei Ländern, von West nach Ost gesehen, Sri Lanka, Birma und Thailand, ist die Theravada-Komponente nach wie vor maßgebend für das Dasein und das Verhalten in der kontinental-südostasiatischen Welt.

Ein bedeutungsvoller Blickpunkt im soziokulturellen Bereich der birmanischen Welt ist die Rolle, welche die Frau spielt – ich zitiere noch einmal aus dem Vortragstext unmittelbar, nach Lucian Scherman: „Gerade die Birmanin mit ihrem Verstande und ihrem ausgesprochen rechnerischen Talent ist opferwillig und spendenfreudig“, und ferner: „(wenn) die Mönche am frühen Morgen ihren Almosengang antreten, finden sie die Frauen schon mit den Speisen zur Füllung ihrer Bettelschalen bereitstehend“. Selbstbewußtsein, verbunden mit Heiterkeit und die Tendenz zur natürlichen Schönheit sind in diesem Zusammenhang miteinander verbunden.

In gleicher Weise ist auf den Blickpunkt „Militär“ zu achten. Die Tibetobirmanen gehören zu jenen Menschen, die kampfbewußt und angstfrei sind, das führt zu militärischer Könnerschaft und zu Führungsqualitäten, wie sie sich schon in dem Tang-zeitlichen Reich der Nanchao ausgeprägt haben. In der birmanischen Gesellschaft stellt sich dem theravadischen „Klerus“ als ungefähres

Gleichgewicht die bewaffnete Truppe dar. Ob dieses Gleichgewicht auch noch in den 80er Jahren gilt, mag dahingestellt sein. Die ökonomischen Verhältnisse sind in einer Weise maßgeblich geworden, daß die gewohnte Gleichgewichtigkeit in Frage gestellt ist. Grauer Markt und schwarzer Markt – behelfsmäßig kommt die birmanische und kommen die anderen Gesellschaften irgendwie zurecht – man kann sich erinnern an die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland, an die Währungsumstellung, an die allmähliche Wiederkehr normaler wirtschaftlicher Lebensverhältnisse. Sie setzen allerdings voraus, daß zur politischen Ordnung auch die Demokratie gehört.

So kommt zum Blickpunkt „Militär“ der Gesichtspunkt der Ökonomie. Hinzu kommt zu den Äußerungen über das vorher Erörterte die chinesische Sicht der Dinge. Die südostasiatische Region ist ohne sie nicht verständlich. Was immer sich dort entwickelt, die Zentrale in Yünnan oder rundheraus in Peking ist und bleibt der allgemein zentripetale Mittelpunkt. Wir haben wahrzunehmen, wie sehr der chinesische Schlagschatten die politischen Auseinandersetzungen beeinflusst. Was einst der kulturelle indische Bestandteil in der Region war, das ist jetzt der politisch-chinesische. Es wäre jedoch verfehlt, die japanische Komponente außer acht zu lassen. Sie beherrscht die ost- und südostasiatische Ökonomie seit den 50er und 60er Jahren – und beherrscht jetzt schon weite Teile der Welt. Dies sei nur hinzugefügt.

Ein anderer Blickpunkt darf nicht übersehen werden, der sich bestimmten „Leitkulturen“ zuwendet. In alten Zeiten ließe sich die Kultur- und Herrschaftszone *Khmer* ansprechen, nicht weit davon die hoch-hinduisierte Kultur der *Cham* – vielleicht nicht mit einer Leitfunktion, so ist sie doch eine bedeutende Macht in jener quasimittelalterlichen Situation des 10.–14. Jahrhunderts. *Dvaravati* durfte auch eine gute Weile „Leitkultur“ sein, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Kultur der *Mon*, die sowohl auf Thailand als auch auf das südliche Birma eingewirkt hat. In der weiteren Entwicklung muß auch von einer birmanischen Leitkultur die Rede sein, die auf alle umliegenden Völker und deren Kulturen Einfluß genommen hat und weiterhin nimmt.¹⁹⁾

¹⁹⁾ Die „Birmanische Leitkultur“ gilt für den Sprachbereich, der das Land Mran-Ma (Bemah) erfaßt und teilweise auch die umgreifenden Randzonen der Minoritäten.

Da wir in der südostasiatischen Region vielfach mit kolonialen Fragen befaßt sind – auch in der Weiterführung in die Problemstellungen der Länder der sogenannten „Dritten Welt“ – müssen wir den damit zusammenhängenden Fragen einen Blickpunkt widmen. Wie immer wir sie einschätzen, müssen wir diese südostasiatische Welt als kolonialisierte ansehen. Zum anderen aber ist die Kolonialisierung eben auch als Modernisierung zu verstehen. Wir kulturbehafteten Europäer neigen dazu, daß die sich modernisierenden Vorgänge als negativ angesehen werden, die wir z. B. rasch als Kitsch abqualifizieren – und wir vergessen dabei, daß wir in einer ebenso rasch sich wandelnden Welt leben. Folglich sollten wir das „Negative“ auch als positiven Ansatz aufnehmen können.

Ein bedeutsamer Blickpunkt erfaßt die chinesischen Aktivitäten im Hinblick auf die nicht-chinesischen Völkerschaften jedweder Art. Hier geht es vor allem um die möglichst friedvolle Auseinandersetzung in den oft weithin gezogenen Ländern und Ländereien, die chinesische Grenzverwaltung beschäftigt sich eben damit. Die Grenztor-Aktionen um 1600 gehören dorthin. Letztlich meint die chinesische Grenzpolitik die Absicherung auf Dauer.

Man muß in den hier vorgetragenen Äußerungen das Aneinander und das Miteinander betonen – es geht dem Autor einerseits um die lockere Verbindung, andererseits ist es ihm darum zu tun, in der Horizontalen zu denken und dabei etwas deutlich zu machen, und zu gleicher Zeit soll auch in der Vertikalen nachgedacht werden, Geschichte kommt irgendwoher und geht irgendwohin – beides ist letztlich möglich. Daran schließen die Gesichtspunkte der chinesischen Geschichtsdarstellung an: die aggressiven Steppenreiter gehören hierzu, indem sie das flächenmäßig weiteste chinesische Kaiserreich der Manzhou-Qing (1644–1912) haben schaffen helfen, so dann auch das, was oft „Sinisierung“ genannt wird, bevölkerungsmäßig und im Verwaltungsbereich.

Zum Blickpunkt Südostasien gehören Geschichte, Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein. Das ist keineswegs nur die chinesische Geschichtsschreibungstradition, die zugegebenermaßen ein außerordentlich weitgefächertes Historienfeld abgreift. Nein, gerade in dem hier im Vordergrund stehenden Bereich der Geschichtsschreibung spielt auch die birmanische Tradition ihre Rolle – sie ist anders als das historische Chinesisch; auch das historische Birmanisch nimmt seinen eigenen Rang ein.

8. Zusammenfassung der Blickpunkte

Lassen Sie mich zum Abschluß dieses abendlichen Vortrages auf einige philosophische Hinweise jener Blickpunkte aufmerksam machen, die uns beschäftigt haben.

Wir stehen vor der sogenannten „dritten Welt“, die als entwicklungsbedürftig gilt und die sich auf neue Dimensionen einzustellen versucht. Es sind dies die Dimensionen der wissenschaftlich-technischen Welt, an der kein Land, keine Gesellschaft und keine menschliche Daseinsform vorbeigehen kann. Es sind eben jene Grundlagen, die uns die Griechen einst auf- und ausgebaut haben, jene Grundlagen des Agon, des Wettkampfes und des Kampfes als Grundbefindlichkeit, deren Ideen und deren Verwirklichung, Theorie und Praxis, sie alle sind Anstoß geworden zur Innovation und zum Ideal der neuen Welt.

Anders hat die chinesische Tradition sich entfaltet. Auch sie hat über Jahrhunderte des ständigen Kampfes, der geistigen Auseinandersetzung, der politischen Machtausübung und der geschichtsträchtigen Bezugsetzung von Tag- und Niederschrift die Welt sozusagen „zusammengeschrieben“ – ist Chinas Handlungsweise demnach die des Skribenten? – Das politische Ideal Chinas sucht die Harmonie, den Ausgleich, die Gemeinschaftlichkeit. Chinas Idealbild ist das der blauen Horizontlinie, innerhalb der die Menschheit sich zusammenfindet im großen Frieden (*taiping*).

Der Weg der Alten (*stahira-vada*) im Buddhismus ist nach der indischen Tradition die Vorstellung von der allmählichen Reinigung der Seele, wenn wir das so sagen dürfen, und in dem Maße, wie die geistige Zucht, die meditative Verinnerlichung den Erleuchteten, den arhat, auf seinem Pfad voranbringt und dem Nirvana (*Nibbana*) näherführt, in eben dem Maß wird das Rad der Existenzen zum Stillstand kommen. Vergänglichkeit ist das Bild der Welt, gute Tat ein Schritt voran, gutes Denken zur Erleuchtung.

In allen dreien sind Elemente enthalten, die für den Menschen bedeutungsvoll sind. In Südostasien scheinen sie zusammenzutreffen. Wie weit die Südostasiaten diesen Idealen folgen können, das bleibt ihre eigene Sache.